

Vorbemerkung

Über Erziehung in der Familie zu reden oder zu schreiben, fällt nicht leicht. Unvermeidlich arbeitet man sich zuerst an den eigenen Erfahrungen und Erinnerungen ab, die man mit Familie und Familien gemacht hat. Distanz stellt sich kaum ein, bei manchen höchstens Bitterkeit. Wer dagegen in professionellen Zusammenhängen mit ambitionierten oder mit scheiternden Familien zu tun hat, wird wenig Positives an dieser Lebensform finden. Denn der Blick richtet sich kaum auf Normalität, die Schatten des Pathologischen sind zu lang und verdunkeln das Gespräch. Endlich sind Zweifel fast epidemisch geworden: War früher Kritik ausgesetzt, wer keine Familie gründete, muss heute mit Einwänden und Vorbehalten rechnen, wer die Angelegenheit angehen will: Die Bedeutung der Familie für das Aufwachsen von Kindern zu betonen, provoziert den Einwand, dass – wenigstens in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften – Familie nur mit Verlusten zu leben ist, dass zudem Kinder meist durch Familienangehörige gefährdet und missbraucht werden. Familie erscheint deshalb als eine riskante Angelegenheit, welche unter Aufsicht gestellt werden sollte. Wenigstens sollten schützende Institutionen und Angebote des Bildungssystems Familien ergänzen, wenn nicht sogar ersetzen, um Kindern eine Selbständigkeit geben, welche in der Familie vorgeblich nicht zu gewinnen sei, da diese mehr oder weniger verborgen autoritäre Strukturen charakterisieren. Dem folgt der Vorbehalt, nach dem Familie als ein Überbleibsel ständischer Verhältnisse darstelle, das Frauen unter das Joch einer Abhängigkeit von Männern zwingt. Für Familie einzutreten gilt demnach als Ausdruck einer *familialistischen* Tendenz, die Frauen wie Kinder gleichermaßen in untergeordneter Stellung belassen und Gleichheit verhindern will.

Immerhin: In solcher Schärfe werden die Positionen gegenwärtig nicht mehr vertreten. Eher richtet sich der Blick auf ihre Begleiterscheinungen und Nebenfolgen. Denn die Forderung nach Lösung von Frauen und Kindern aus den Zwängen familiärer Hörigkeit gibt eine Selbständigkeit, die als gesellschaftlich, vor allem als rechtlich erzwungene Individualisierung ironischerweise keine Wahlfreiheit eröffnet. Faktisch müssen sich Frauen heute gegen Familie entscheiden, um den eigenen Lebensunterhalt und die eigene Altersversorgung selbst abzusichern. Die in jüngerer Zeit durchgesetzte Neufassung des Sozialstaats macht also schon schwieriger, eine Familie zu gründen und erst recht sie zu verwirklichen. Für den Rückgang der Gebur-

ten bildet das einen Grund, dem selbst mit Prämien und Familienförderung nicht beizukommen ist. Junge Frauen wie Männer sehen die Lage realistisch. Sie möchten Familie leben, doch wird ihnen dies verwehrt, auf den mühsamen Wegen der Erwerbstätigkeit fällt am Ende die Entscheidung gegen die Familiengründung.

Angesichts der Befunde, die eine Hochschätzung von Familie ebenso signalisieren wie die Einsicht, dass Familien für das Aufwachsen von Kindern eine entscheidende Rolle spielen, überrascht die fast unheimlich zu nennende Strenge, mit welcher die erziehungswissenschaftliche Forschung über das Geschehen in der Familie urteilt. Nachvollziehen lässt sich, dass pädagogische Professionelle eher zur Skepsis gegenüber der Familie tendieren, weil sie mit Familien in Schwierigkeiten zu tun haben. Gleichwohl überrascht, dass die Kernfrage weitgehend unbeachtet bleibt, die Frage nämlich, wie Erziehung und Bildung im familiären Kontext zu verstehen sind.

Das Buch versucht eine Antwort auf diese Frage. Es ist jedoch mehrfach ungewöhnlich. *Zum einen* vermeidet es Vereinfachungen, die in vielen Darstellungen von Familie zu finden sind, oft genug aufgrund von Interessenlagen der jeweiligen Autorinnen und Autoren, seien sie eher skeptisch gegenüber Familien oder euphorische Verfechter dieser Lebensform. Daher schlägt das Buch keine eindeutigen Lösungen für Erziehungsfragen vor, wie sie in psychologisch inspirierten Ratgebern anzutreffen sind. Unbefangen nach Einsicht in der Sache zu suchen, fällt aber schwer – abgesehen davon, dass man sich eiliger Zuordnungen erwehren muss. Dennoch bleiben kaum Alternativen zu einem solchen Weg, will man der Frage nachgehen, worin die besonderen Möglichkeiten von Familie als eines pädagogischen Zusammenhangs erst gründen. Deshalb entzieht sich das Buch – *zum anderen* – dem sozialwissenschaftlichen Mainstream der Familienforschung, um nicht den in diesem transportierten normativen Vorentscheidungen selbst zu verfallen – wie groß übrigens ansonst die Sympathie für Vorstellungen sein mag, die sich gegen Autoritarismen wenden und einer Idee der Emanzipation folgen. Ihr Problem liegt nämlich darin, dass sie die *Balance* zwischen Individualität und Freiheit einerseits, den sozialen Bindungen und den Verpflichtungen einer wechselseitigen Sorge als Merkmal von Humanität nicht wahren. Das Buch ist endlich ungewöhnlich, weil es einen schwierigen Spagat unternimmt, den pädagogisches Denken aber nicht vermeiden kann. Es versucht, Familienerziehung zu beschreiben, zu analysieren und zu verstehen, als ein stets einmaliges Geschehen, voller Spannungen und Widersprüche, mit Möglichkeiten, die dialektisches Denken verlangen. Dabei gehorcht es dem Rat, Familienforschung interdisziplinär anzulegen, bleibt aber zugleich traditionell, weil es von der Annahme ausgeht, dass eine ausdrücklich pädagogi-

sche Perspektive erst den gemeinsamen Fokus für Anfragen an unterschiedliche Disziplinen ermöglicht.

Das dem Buch zugrunde gelegte Konzept einer Autonomie der familiären Lebenspraxis behauptet, dass Familie von den Akteuren selbst ausgestaltet wird, und zwar zuallererst, vor allem legitimerweise. Andere sollen und dürfen sich nur einmischen, wenn sie das gut begründen können. Dieses Konzept stellt also nicht zuletzt den aktuellen bildungs- und sozialpolitischen Zugriff auf Familien in Frage. Kritiker werden diesen Ausgang von der Idee der familiären Lebenspraxis als Ausdruck einer Familienideologie oder als Beleg für einen Familialismus werten. Gegen diesen Vorbehalt sprechen allerdings nicht nur empirische Befunde, die eine Beständigkeit von Familie als Praxis und Idee oder Ideal nahe legen und insofern eine Theorie erzwingen, welche die offensichtliche Funktionalität und Tauglichkeit dieses Lebensmodells belegen. Diese stellen einen erklärungswürdigen Tatbestand dar, dem die Überlegungen nachgehen. Das Buch will Familie verstehen, aber nicht unbedingt für diese als Lebensform plädieren. Solche Entscheidungen müssen die Subjekte schon selbst treffen.

Um der besseren Lesbarkeit willen und zu Gunsten des Umfangs habe ich auf Literaturbelege im eigentlich gebotenen Umfang verzichtet und mich oft auf Hinweise im Text beschränkt; das lässt das Buch gelegentlich apodiktisch oder journalistisch klingen, ließ sich als – zugegeben: schlechter – Kompromiss aber nicht vermeiden. Ich rette mich vor kritischen Vorbehalten, indem ich es als ein Angebot zum Nachdenken bezeichne.

Wichtige Anregungen verdanke ich den Gesprächen mit meinen Jenaer Kollegen, früher mit Ewald Johannes Brunner, in den letzten Jahren vor allem mit Karl Friedrich Bohler und Bruno Hildenbrand, ohne dessen knurrige Hinweise nicht nur auf die französische Familienforschung das Buch hätte kaum entstehen können. Stützen konnte ich mich auf Untersuchungen in Qualifikationsschriften von Anna Dobler, Ines Frießleben und Karolin Martin. Hilfe und Unterstützung bekam ich zudem von Alexander Assmann, Christine Freytag, Steffen Großkopf sowie von Ulf Sauerbrey, zuletzt von Yvonne Semmler – allen sei gesagt: *merci beaucoup!*